

MAGAZIN FÜR UNNA

HERBST-BLATT

Dezember 2019 – Januar – Februar 2020

Nr. 97



Zum
Mitnehmen

WINTERLICHES

AUSSERDEM IN DIESER AUSGABE:
ERINNERUNGEN • LEGENDE • TRADITION
WEIHNACHTSGESCHICHTEN



Inhalt

- 3 Also sprach der Esel:
„Erhebe nie deine Stimme!“
- 4 Christrosen
- 6 Das Adventssingen
- 7 Ein gestörter Weihnachtsabend
- 8 Spieglein, Spieglein ...
Wer war Schneewittchen?
- 10 Ein Besuch im Sterbehaus der Maria
- 12 Trauer, Schmerz und Fröhlichkeit
- 14 Ein Göttertrank – Kakao
- 16 Zur Nachahmung empfohlen
- 18 Gedankensplitter – Schöne neue Welt?
- 19 Hätten Sie es gewusst? Schneeränder
- 20 Lebensläufe
- 22 Der Puppenwagen
- 23 Eine alte Geschichte aus der
Weihnachtszeit
- 24 Was, bitte, ist ein Bären ticket?
Eine Reise in die Fremde
- 25 Unvergessliches Weihnachtsgeschenk

Impressum

Herausgeberin: Kreisstadt Unna
Hertinger Straße 12
59423 Unna
Tel.: 02303/256903
Internet: www.unna.de/herbstblatt/
V.i.S.d.P: Dr. Bärbel Beutner
Internet: Marc Christopher Krug

Redaktion:
Andrea Irslinger, Bärbel Beutner, Benigna Blaß,
Brigitte Paschedag, Christian Modrok, Franz Wiemann,
Ingrid Faust, Klaus W. Busse, Klaus Thorwarth,
Reinhild Giese, Ulrike Wehner
Seniorenbeauftragter: Robin Rengers
Seniorenarbeit Fäßchen: Markus Niebios
Titelfoto: Klaus Thorwarth
Gestaltung: Andrea Irslinger
Druck: WIRmachenDRUCK GmbH,
Backnang

Das nächste **HERBST-BLATT**
mit der Nr. 98 erscheint
im März 2020!

Liebe Leserin, lieber Leser!

sicherlich ist es Ihnen selbst schon aufgefallen. Es dauert nicht mehr lange und die 100-ste *Herbst-Blatt*-Ausgabe geht in Druck. Ist es da nicht an der Zeit, Sie als interessierte Leser auch einmal zu Wort kommen zu lassen?

Welche Erfahrungen haben Sie in den letzten Jahren mit der Seniorenzeitschrift gemacht? Hat Sie ein Heft in einer besonderen Lebenssituation erreicht? War die Zustellung vielleicht unter kuriosen Umständen erfolgt? Hat ein Bericht Erinnerungen wachgerufen oder eine Antwort auf eine Frage gegeben, mit der Sie sich schon lange auseinander gesetzt haben? Das Leben hat so viele Facetten. Vielleicht gibt es aber auch eine Anekdote, die Sie schon immer einmal mitteilen wollten. Jetzt sollen Sie die Gelegenheit dazu bekommen.



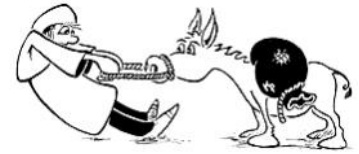
Sie können uns Ihre Geschichte auch gerne erzählen oder an unsere Redaktion schreiben. Das Team trifft sich jeden Mittwoch um 9.30 Uhr im Seniorentreff, dem „Fässchen“, Hertingerstr. 12, Unna, in der zweiten Etage links.

Haben wir Ihnen Mut gemacht, einen Beitrag zur 100-sten *Herbst-Blatt*-Ausgabe zu geben? Wir freuen uns auf Ihre Rückmeldungen und sehen in Ihrem Engagement die Motivation, auch die nächsten 100 Herbst-Blätter für Sie zu schreiben.

Im Namen der Redaktion
Anne Nühm

Zeichnung: Andrea Irslinger

Also sprach der Esel: „Erhebe nie deine Stimme!“



Als wir im September wieder einmal bei schönem Wetter mit meinem Freund und Treiber durch Unna schlenderten, trafen wir einen alten Bekannten. Er lud uns in einen Biergarten ein, denn er wollte in Ruhe mit meinem Freund etwas plaudern. Ich war froh, dass er diesen Ort wählte, denn da störte ich niemanden, wenn ich hinter ihren Stühlen stand und zuhören konnte. Nach ein paar Freundlichkeitsfloskeln resümierten beide das Thema Stadtfest. Beide stellten fest, dass sie am selben Tag und zur gleichen Zeit in der Stadt waren und sich nicht getroffen hatten. Aber beide waren sich auch einig, dass man in dem an diesen Tagen herrschenden Gedränge sogar seine Begleiter verlieren kann. Deswegen hat mich mein Freund auch nicht mitgehen lassen, und er selber war schnell wieder zu Hause. Beide waren sich auch einig, dass in allen Teilen der festlich geschmückten Stadt eine entspannte Stimmung herrschte, und dass man selten so viele fröhliche Gesichter sah. Ich durfte beim „Nachglühen“ am Montagabend noch die Lichterflut bestaunen.

Dann aber schnitt unser Bekannter ein anderes Thema an. Er fragte meinen Freund, ob er auch von dem Eklat auf einer Ratssitzung gelesen hätte. Als mein Freund verneinte, fuhr er fort. Er hatte in einem Ma-

gazin gelesen, dass ein Ratsherr, wahrscheinlich unzufrieden mit dem Verlauf der Diskussion, mit Gebrüll den Saal verlassen hatte. Mit hochgezogenen Augenbrauen fragte mein Freund: „Ein Ratsherr?“ Der Bekannte bestätigte: „Ja, ein Ratsherr.“ Es



folgte ein Moment der Stille. Dann zitierte mein Freund einen Satz eines jungen Verwandten, eines Jurastudenten: „Erhobene Stimme zeugt nicht von Recht.“ Der Bekannte quittierte: „So etwas ist eines Ratsherrn nicht würdig.“

Herzlichst,
Ihr Balduin

Zeichnung: Klaus Pfauter
Foto: Christian Modrok

Christrosen

- von Benigna Blaß -



Die Adventszeit ist da, und in vielen Gärtnereien und Blumengeschäften findet man Weihnachtssterne und Christrosen. Letztere, eine besondere Schönheit, wird in Schalen zur hübschen Advents- und Weihnachtsdekoration gepflanzt. Auch kleine Sträußchen für die Vase finden großen Anklang.

Die Christrose (*Helleborus niger*) gehört zur Familie der Hahnenfußgewächse und wird in manchen Gegenden auch Schnee-



rose, Weihnachtsrose, in den Alpenländern Wendewurz, da sie in der Wintersonnenwende, in der Zeit der längsten Nächte blüht, und in Österreich sogar Feuerwurz genannt.

In früheren Zeiten wuchs sie nur in höheren Lagen im Gebirge, doch im 16. Jahrhundert versuchte man, sie in mitteleuropäischen Gärten heimisch zu machen.

Erst im 19. Jahrhundert entstanden Zuchtarten mit großen 5–10 cm weißen Blüten, die um die Weihnachtzeit erblühen. Die Samen, die einen Ölkörper besitzen, sind erst im Frühsommer reif und sind beliebt bei Ameisen und Schnecken, die sie gleichzeitig verbreiten. Die Christrose ist eine

immergrüne Pflanze, die 10–30 cm Höhe erreichen kann. An einem geschützten Platz kann sie bis zu 25 Jahre alt werden.

Sie besitzt eine schwarze Wurzel und schwarze Rhizome, horizontal wachsende Sprossenachsen. Diese lassen im Sommer kleine Niederblätter wachsen, um Nahrung in Form von Stärke zu speichern, die sie der Pflanze im Winter wiedergeben können. Die Rhizome breiten sich weit aus und können neue Pflanzen erzeugen.

Die Pflanze und besonders die Wurzeln und Rhizome sind sehr giftig, wurden aber früher in der Pflanzenheilkunde viel verwendet: als Herzmittel, gegen lang andauernde Melancholie, Wahnsinn, Epilepsie und Gicht. Sie sind harntreibend und sogar ein Bestandteil des Niespulvers. Im 16. und 17. Jahrhundert las man schon in Kräuterbüchern, dass sie giftig ist und dass eine Überdosierung zum Tode führen kann.

„Drei Tropfen machen rot,
10 Tropfen machen tot.“

Doch gegen Vergiftung sollte Ziegenmilch helfen.





Im 17. Jahrhundert wurden in England Teile der Schneerose in der Tierheilkunde gegen Husten und Vergiftung verwendet. Man stach dem betreffenden Tier ein Loch ins Ohr, steckte ein Stück von der Wurzel hinein: diese musste 24 Stunden drin bleiben. Beim Schwein wurde gegen die Schweinepest eine Blüte ins Ohr gelegt.

In der Antike soll der griechische Arzt und Seher Melampus die Töchter des Königs, die an Wahnsinn litten, geheilt haben. Noch heute wird es in der Volksmedizin als Brech- und Abführmittel gegeben.

Die Christrose ist so beliebt, dass viele Schriftsteller und Dichter sich mit ihr befasst haben.

Ludwig Ganghofer erwähnt sie in seinem Roman „Der Klosterjäger“ als Symbol ewigen Lebens und Heilmittel.

Selma Lagerlöf schrieb eine Legende von der Christrose; sie handelt von der Gnade für eine Räubermutter dank der Blume im Weihnachtsgarten.

In einigen Weihnachtsliedern wird diese Blume besungen:

*Oh schöne Blume, die wir finden,
da alle sonst der Frost geraubt.
Den Sieg des Lichtes zu verkünden,
Erhebst du überm Schnee das Haupt ...*

Von Johannes Trojan (1837–1915)

Eduard Mörike ging einst über einen Friedhof, sah die Christrose und schrieb:

*Schön bist du Kind des Mondes,
nicht der Sonne!
Dir wäre tödlich anderer Blume Wonne,
Dich nährt, den keuschen Leib
voll Reif und Duft,
Himmlischer Kälte balsamsüße Luft.*

Fotos: Benigna Blaß; Zeichnung: Helga Wirriger

Das Adventssingen

- von Anne Nühm -



Sehr lange hatte Tick-Tack-Oma den Tick-Tack-Opa gepflegt. Er war ganz ruhig eingeschlafen und zu Grabe getragen worden. Die Kinder waren der Meinung, dass es nun für ihre Mutter und Großmutter an der Zeit wäre, wieder einmal an sich zu denken, um neue Kraft zu schöpfen. Aber die Tick-Tack-Oma sah sich nicht mehr in der Lage, ihren kleinen Haushalt allein weiterzuführen, wollte niemandem zur Last fallen und war davon überzeugt, in einem Altenheim am besten aufgehoben zu sein. Und so wurde das Seniorenheim in Dortmund-Lütgendortmund ihr neues Zuhause. Bei einem der Besuche wollten Anne, ihr Mann und die Söhne ihr eine besondere Freude machen und hatten eine Gitarre und Liederbücher mitgebracht. Sie wollten die angebrochene Adventszeit nutzen, um die Texte der Weihnachtslieder, die sie schließlich ein ganzes Jahr nicht mehr gesungen hatten, wieder aufzufrischen. Nachdem alle Neuigkeiten ausgetauscht waren, griff der Ehemann zum Musikinstrument und stimmte das erste Lied an. Schnell hatten sich die Stimmen eingesungen, wodurch sich die Lautstärke entsprechend erhöhte. Als die ersten zwei Lieder verklungen waren, nahm die Familie ein zaghaftes Klopfen an der Zimmertür wahr. Auf das „Herein“ betrat eine ältere Dame den Raum. Zunächst rechneten alle mit einer Beschwerde über ruhestörenden Lärm. Umso erstaunter waren sie, als die Frau danach fragte, ob sie die Tür ganz öffnen dürfte. Der Gesang würde durch die Wände hörbar sein und hätte die anderen Heimbewohner neugierig gemacht.

Anne kam auf die Idee, dass die Eltern und Kinder den Standort wechseln und die nächsten Strophen auf dem Flur singen könnten. Alle waren einverstanden. Sie setzten das Adventssingen auf dem Etagenflur fort. Immer mehr der bis dahin verschlossenen Türen öffneten sich. Die Gruppe fühlte sich bestätigt und beflügelt, den Gesang nicht abbrechen zu lassen. Besonders reizvoll war es, dass die Akustik des Flurs dazu beitrug, dass sich die Stimmen wie die eines Chors und nicht wie die einer vierköpfigen, ganz normalen Familie anhörten.

Ihr Einsatz hat wieder einmal gezeigt, dass die Freude, die wir geben, ins eigene Herz zurückkehrt. Wie heißt es doch so schön: Wo man singt, da lass dich nieder. Böse Menschen haben keine Lieder.

Foto: Franz Wiemann





Ein gestörter Weihnachtsabend

- von Christian Modrok -



Wie jedes Jahr versammelte sich die Familie bei den Großeltern zum feierlichen Weihnachtsessen. Großmutter verstand es, mit ihren vielfältigen Gerichten für jeden Geschmack etwas Besonderes vorzusetzen. Großvater war immer stolz auf seinen Christbaum. Es musste unbedingt ein echter sein, wenn möglich eine Nordmanntanne. Früher reichte der Baum auch vom Fußboden bis zur Decke. Jetzt begnügt er sich mit einem kleineren, aufgestellt auf einem Beistelltisch. Er fand nie gute Worte für die künstlichen Weihnachtsbäume. Auch durfte kein Plastikschmuck an den Baum, nur Glaskugeln, eventuell Omas selbstgebackene Lebkuchen, dazu Lametta und echte Kerzen.

Es kam der Heilige Abend. Die Familie versammelte sich feierlich gekleidet zum Abendessen. Großvater hatte eine schwarze Hose, Weste, Fliege und ein weißes Hemd angezogen. Er, als der Senior, hatte sich vorbehalten, die ersten Kerzen selbst anzuzünden. Als er bemerkte, dass er eine weniger zugängliche Kerze ausgelassen hatte, wollte er ihr noch das Feuer reichen. In diesem Moment fing der Hemdsärmel von einer schon brennenden Kerze Feuer. Ein Laut des Entsetzens kam aus aller Munde. Es zeigte sich aber, dass außer dem kaputten Hemd nicht viel passiert war. Dem

Großvater blieb nur eine leichte Rötung an seinem Arm.

Der Schock war verfliegen, Oma reichte ihm ein frisches Hemd und der feierliche Abend war gerettet. Trotzdem blieb dieses Ereignis nicht ohne Konsequenzen. Am Morgen nach dem zweiten Feiertag schlich



Großvater aus dem Haus und ging geradewegs in den Baumarkt. Dort bekam er noch eine, schon aus der Ausstellung abgeräumte Lichterkette. Diese wurde noch nachträglich installiert, denn zu Silvester sollte der Baum noch einmal im vollen Glanz erstrahlen. Spaß hatten auch die Enkel. Sie durften die Lichterkette ein- und ausschalten, so wie sie wollten.

Foto: Christian Modrok



Spieglein, Spieglein ...

Wer war Schneewittchen?

- von Brigitte Paschedag -

Das waren in meiner Kindheit die schönsten Zeiten des Tages, wenn meine Mutter sich mit einem großen Buch zu mir auf die „Chaiselongue“ setzte und mir ein Märchen vorlas. Einerseits konnte man sich so schön gruseln, sich aber andererseits auch darüber freuen, dass immer alles gut ausging.

Eins der Märchen hat mich immer begleitet: „Sneewittchen“, wie es bei den Brüdern Grimm heißt oder „Schneewittchen“, wie man heute meistens sagt: Als Märchen, als Zeichentrickfilm von Walt Disney und als Theaterstück in Santa Ana, Kalifornien.

Man geht heute davon aus, dass viele Märchen durchaus einen realen Hintergrund haben. Die Stadt Lohr am Main beansprucht für sich, die Schneewittchenstadt zu sein. Was erst nur eine Stammtischidee war, die Dr. Karl-Heinz Bartels aufbrachte, nämlich dass Schneewittchen aus Lohr stammen müsste, ist heute Thema wissenschaftlicher Untersuchungen. Und es gibt gute Gründe für die These.

Die Familie

Offensichtlich war Schneewittchens Vater zum zweiten Mal verheiratet, und die Stiefmutter wollte die Kinder aus seiner ersten Ehe loswerden.

Der Spiegel und der gläserne Sarg

In Lohr stellte man früher Gläser und Spiegel her. Außerdem gab es am Nordrand des Spessart einige Glashütten.

Der Spessart war in früheren Zeiten gefährlich. Räuberbanden trieben dort ihr Unwesen, wie es Wilhelm Hauff in seinem Märchen „Das Wirtshaus im Spessart“ beschreibt.

Die sieben Zwerge

Im Spessart wurde früher sehr viel Bergbau betrieben. Dafür brauchte man wegen der niedrigen Stollen Kinder oder Kleinwüchsige, die zum Schutz vor Steinschlag Kapuzenmäntel trugen.

Die sieben Berge

Um von Lohr aus zu den Bergwerken zu gelangen, musste man sieben Berge überqueren.

(Den Schneewittchenweg kann man heute begehen).

Wer aber war das historische Vorbild für Schneewittchen? Möglicherweise Maria Sophia von Erthal, deren Grabstein kürzlich wieder auftauchte. Sie wuchs im Schloss in Lohr auf. Über ihr späteres Leben in einem Bamberger Kloster ist nicht viel bekannt. Sie soll aber besonders schön und wohlätig gewesen sein.

Nach dem Tod seiner ersten Frau 1741 heiratete ihr Vater Philipp Christoph von Erthal, ein Kur-Mainzischer Oberamtmann, 1743 in zweiter Ehe Claudia Elisabeth von Venningen, geb. von Reichenstein. Sie wurde somit zur Stiefmutter der sieben Kinder aus seiner ersten Ehe. Sie nutzte ihre Stellung zum Vorteil ihrer eigenen Kinder und galt als herrschsüchtig, gewissenlos und grausam gegenüber ihren Stiefkindern. Im Spessartmuseum wird ein „sprechender Spiegel“ ausgestellt. Er stammt aus dem Jahr 1720, ein besonders prunkvolles Exemplar. Der Rahmen des Medallions ist mit rotem Lack und Silber- und Goldfolie verziert. Er trägt die Inschrift „Amour Propre“ (Eigenliebe). Wahrscheinlich war er ein Geschenk ihres Mannes, dem eine Glasmanufaktur in Lohr unterstand. Die Inschrift dürfte für die

Beschenke ein Ärgernis gewesen sein. Wer lässt sich schon gern Eigenliebe vorwerfen? Sogenannte Sprechende Spiegel gab es häufiger. Sie „sprachen“ durch ihre Inschrift.

Schneewittchen muss gewusst haben, dass sie auf Kur-Mainzischem Gebiet nicht sicher war. (Im Märchen schlagen zwei Versuche, sie zu töten, fehl. Erst beim dritten Mal scheint der Mord gelungen zu sein. Aber sie erwacht wieder). Schneewittchen verließ deshalb die Heimat und wanderte bis in die Gegend von Hanau. Hier, hinter den sieben Bergen, traf sie wohl in Bieber auf die „Zwerge“. Der ca. 35 km lange Fluchtweg ist heute bekannt als Schneewittchenwanderweg. Er kann in drei Tagen begangen werden.

Für die Mordversuche gibt es gute Möglichkeiten: Der Apfel, der Schneewittchen töten sollte, kam von den Streuobstwiesen, die es heute noch rund um Lohr gibt, und das Gift wahrscheinlich von der Tollkirsche, die im Spessart häufig vorkommt.

Trotzdem bleiben viele Fragen offen, wie z. B.: Wer war der Prinz? Wo fand die Hochzeit statt? Gab es das Zwergenhaus in Bieber?

Weiß man vom Leben der Maria Sophia von Erthal wenig, so ist ihr Tod gut dokumentiert. Sie starb 1796, kurze Zeit bevor die Brüder Grimm das Märchen von Schneewittchen veröffentlichten. Ihr Grabstein wurde kürzlich wiedergefunden. Er wurde gereinigt und restauriert und steht heute im Diözesanmuseum von Bamberg, eine unscheinbare graue Marmorplatte, nur mit ein paar Sternchen verziert. Ihr Testament befindet sich im Stadtarchiv von Bamberg, ebenso ihr Totenzettel.

Es klingt durchaus überzeugend, dass Maria Sophia von Erthal als Vorbild für Schneewittchen diente. Oder ist alles doch nur ein Märchen?

Zeichnung: wikipedia.de



Ein Besuch im Sterbehaus der Maria

- von Erhard Kayser -

Fast jeder Türkei-Tourist besucht Ephesus am Ägäischen Meer. Hier waren auch schon bedeutendere Leute zu Besuch: Alexander der Große, der römische Kaiser Hadrian und der Apostel Paulus. Wieder andere haben hier gewohnt: Krösus, der Evangelist Johannes, Aquila und Priscilla. Man kann das in der Bibel oder in Geschichtsbüchern nachlesen!

Aber nun das Erstaunliche: Auch **Maria**, die Mutter Jesu, soll hier gewohnt haben und hier verstorben sein. Dafür gibt es tatsächlich Anhaltspunkte, die man ernst nehmen kann. Deswegen waren auch kirchliche Würdenträger zu Besuch. Papst Paul VI. kam im Jahr 1967 und Papst Johannes Paul II 1979. Sie machten dem heiligen Ort ihre Reverenz, obwohl auch in Jerusalem eine Stelle gezeigt wird, wo Maria begraben sein soll. Das ist das schlichte Mariengrab in einer Krypta am Ölberg.

Schlicht, aber ehrwürdig ist auch die Verehrungsstelle bei Ephesus. Pilger früherer Zeiten hatten einen extrem anstrengenden Aufstieg auf den Nachtigallenberg. Er ragt hoch über den Ruinen von Ephesus. Auch heute fährt der Touristenbus auf gewundener Waldstraße sieben Kilometer gemächlich in die Höhe. Kommt man früh am Morgen, so sind die Hunderte von Interessenten von den Kreuzfahrtschiffen des Ha-

fens Izimir noch nicht da. Die Andenkubuden haben geschlossen. Man hört Hunderte von Singvögeln in der lauen Sommerluft. Das „Haus der Maria“ (türkisch: Meryam Ana) weist eine (wunderwirkende) Quelle auf. Daneben eine alte Taufbeckenanlage. Im Haus selbst nur fünf kleine Räume. Einer heißt

„Die Schlafstelle der Maria“. Im Hauptraum steht ein einfacher Steinaltar mit einer dunklen Marienfigur.

Das Gebäude war vor tausend Jahren in die Form einer kleinen Andachtskapelle umgebaut worden. Heute wirkt es wie neu errichtet. In der Tat wurde es gründlich renoviert. Das war Ende der 60er Jahre. Früher war die Anlage nur eine verkommene Ruine.

Wenn die alten Überlieferungen stimmen, wonach Maria als alte Frau hier gelebt hätte, müsste sich unter den Resten dieser Ruine auch noch etwas aus uralter Zeit finden. So war es denn auch. Archäologen stießen auf Grundmauern eines ural-

ten römischen Hauses aus dem ersten Jahrhundert, in dem Maria wohl gelebt hat.

Es wird noch wundersamer! Dazu muss man in Gedanken in den westfälischen Ort Dülmen gehen. Es ist Mitte des 18. Jahrhunderts, dort lebt die Nonne Katharina Emmerich. Sie sieht in Visionen das Marienhaus in der fernen Türkei, obwohl damals noch niemand davon wusste.



Ihre Angaben schreibt der Dichter Clemens von Brentano auf – und erst jetzt beginnt man, sich für die Sache zu interessieren. Die Ruine wird 1891 in dichtem Unterholz entdeckt.

Man las auch im Neuen Testament nach und fand die Kreuzesworte Jesu, Johannes 19, 26-27: „Da nun Jesus seine Mutter sah und den Jünger dabeistehen, den er lieb hatte, spricht er zu seiner Mutter: ‚Weib, siehe, das ist dein Sohn!‘ Danach spricht er zu dem Jünger: ‚Siehe, das ist deine Mutter!‘ Und von der Stunde an nahm sie der Jünger zu sich!“

Jetzt wurde deutlich: Wenn Maria bei Johannes blieb, der in die heutige Türkei flüchtete, dann könnte er hier mit ihr gewohnt haben! Das hat große Wahrscheinlichkeit, denn die erste Marienkirche der

Welt stand in Ephesus! Außerdem: Johannes beweist in seinen Schriften eine gründliche Kenntnis der Lebensweise in den Städten Kleinasiens!

Der Ort hoch oben in der unberührten Natur der türkischen Berge hat eine ergreifend anrührende Atmosphäre. Er bezeugt auf seine Weise, dass wir Maria als eine lebenskluge und menschliche Frau lieben können, die in tiefem Vertrauen auf Gottes Zuwendung reagierte. Das ist sicher viel wichtiger als die Lokalisierung ihres Grabes!

Auch muslimische Frauen beten hier. Denn Maria, die Mutter ihres Propheten Isa (Jesus), genießt im Koran ein sehr hohes Ansehen!

Fotos: Erhard Kayser





Trauer, Schmerz und Fröhlichkeit

- von Bärbel Beutner -

*„Im traurigen Monat November war's /
Die Tage wurden trüber / Der Wind riß von
den Bäumen das Laub / Da reist' ich nach
Deutschland hinüber.“*

So dichtete Heinrich Heine (1797–1856) über den November, den Trauermonat, den Totenmonat. Damit beginnt sein Gedicht „Deutschland, ein Wintermärchen“, das seine Reise von Paris nach Hamburg beschreibt, in dem die berühmten Verse über Unna stehen. Köln – Hagen „Dicht hinter Hagen ward es Nacht ...“, und in Unna im Gasthaus „tat ich mich erwärmen“ – es erfüllt die Unnaer mit berechtigtem Stolz, in der Weltliteratur erwähnt zu werden.

Im traurigen Monat November nahm ich denn auch an einer Beerdigung teil, nicht in Unna, sondern nebenan in Schwerte. Die Verstorbene, eine liebe Bekannte, hatte ein gesegnetes Alter erreicht. Es war ein trüber Morgen, als sich die Trauergäste zur Totenmesse einfanden. Nach der Totenmesse ging es zur Trauerfeier und Beisetzung zum Katholischen Friedhof.

Die Friedhofskapelle war bis auf den letzten Platz gefüllt. Der Priester lobte das große Herz der Verstorbenen, ihre Hilfsbereitschaft, ihre Güte, ihre vielen positiven Eigenschaften. Man sagt, wenn ein guter Mensch zu Grabe getragen wird, scheint die Sonne. Und tatsächlich: Als der Trauerzug nach draußen trat, brach die Sonne durch, der trübe Himmel öffnete sich, und die herbstliche Welt wurde bunt. Trotzdem flossen viele Tränen. Es war für alle ein schwerer Gang. Sie hatte allen Gutes getan, hatte selbst ein schweres Leben gehabt, eine Jugend, die vom Krieg und vom Verlust des Vaters geprägt war. Sie hatte früh, viel zu früh Verantwortung übernehmen müssen, für die jüngeren Brüder, für die verwitwete Mutter, für die schwer aufgebaute Existenz der Familie. Sie hatte alle schweren Aufgaben übernommen: die Pflege des vom Krieg gezeichneten und früh verstorbenen

Ehemannes, die Pflege der Schwiegermutter, der eigenen Mutter, die sehr alt geworden war. Wo war das eigene Glück? Auch den Nachbarn und Freunden hatte sie geholfen, ehrenamtlich hatte sie sich engagiert, in der Kirchengemeinde, in der Nachbarschaft – hat man es ihr genügend vergolten? Immer, wenn ein Mensch endgültig geht, bleiben die Trauernden mit dem Gefühl zurück, etwas versäumt zu haben, etwas nicht gesagt, getan zu haben, was hätte gesagt, getan werden müssen – das ist ein Teil des Abschiedsschmerzes ...

Zum „Leichenschmaus“ wurde in ein bestimmtes Lokal geladen. Das Wort „Leichenschmaus“ ist heute nicht mehr gebräuchlich. Man sagt, sehr neutral, „Kaffeetrinken“. Früher war das anders, erst recht auf dem Lande. Die Trauergäste, die mitunter von weither anreisten, mussten verköstigt werden. In Theodor Storms Novelle „Der Schimmelreiter“ werden die Gäste nach der Beisetzung des Deichgrafen in dessen Haus gebeten. Die Tochter ist die Gastgeberin, die nicht mit zur Beerdigung geht. Auch in Thomas Manns Roman „Buddenbrooks“ gehen die Frauen nicht mit zur Beisetzung. Wie der Leichenschmaus verlaufen wird, kann man daran ablesen, dass vor jedem gedeck eine Weinflasche steht ...

Heute ist das alles wesentlich bescheidener. Aber der Bruder der Verstorbenen hatte ein Lokal in Schwerte ausgesucht, das genau gegenüber dem Hause lag, in dem die Familie damals nach dem tragischen Tod des Vaters an Silvester 1944 wohnte und in dem die tapfere Mutter einen Lebensmittelladen betrieb. Sie musste ihre Kinder durchbringen, nachdem der Ernährer ausgefallen war.

So saß man nun an diesem spätherbstlichen Tag in einem Schwerter Traditionslokal, das von einem ausländischen Pächter betrieben wird, und schaute auf die Fenster des alten „Tante Emma Ladens“, hinter denen heute eine Versicherung und ein Sanitätshaus Räu-

me haben. Dann kamen die Erinnerungen an die alten Zeiten. Der Bruder der Verstorbenen war der Jüngste. Während die Verstorbenen damals als Vierzehnjährige mit der Mutter den Laden betreiben musste, kamen ihm im Laufe der Jahre bestimmte Aufgaben zu. Er musste den Kunden Waren nach Hause bringen, auch mal Botengänge machen, woanders etwas besorgen, usw. Manchmal gab es Trinkgeld, mal konnte er auch „den Rest behalten“, wenn er etwas besorgte. Ein Herr war darin besonders großzügig. Er beauftragte ihn, im Laden der Mutter Pfefferminzbonbons zu kaufen – und gab ihm zwei Mark mit



dem Vermerk, den Rest könne er behalten. Zwei Mark – ein Vermögen in der damaligen Zeit. Der Junge führte den Auftrag aus, die Pfefferminzbonbons aber kosteten nur um die fünfzig Pfennig. Um die spendable Art des Kunden nicht aufs Spiel zu setzen, schärfte der findige Knabe seiner Mutter ein, dem Kunden, falls er noch einmal Pfefferminzbonbons kaufen sollte, diese mit mindestens eins fünfzig zu berechnen, damit er nicht merkte, welche beachtliche Summe er verschenkt hatte ...

Die Trauergesellschaft lachte herzlich. Und dann kam die Geschichte von Herrn Boje am Heiligen Abend. Der Laden war schon zu, es war später Nachmittag, die Glocken läuteten schon zu den ersten Weihnachtsgottesdiensten. Weihnachtlicher Friede lag über der Stadt. Festliche Stimmung breitete sich aus. Da schellte es. Der Bruder der Verstorbenen, inzwischen fünfzehn Jahre alt, öffnete. Draußen stand Herr Boje. Er wirkte nervös. „Frag mal deine Mutter, ob sie eine Flasche Stonsdorfer hat!“ Der Junge gehorchte und kehrte mit der Auskunft zurück, Stonsdorfer habe die Mutter nicht, wohl aber Steinhäger. Das

würde nichts nützen, sagte Herr Boje sichtlich beunruhigt, es müsste Stonsdorfer sein.

Schließlich kam die Mutter selbst und erforschte die Lage. Herr Boje gestand ihr, dass er in großen Schwierigkeiten war. Seine Frau wollte ihm eine Flasche Stonsdorfer zu Weihnachten schenken und hatte die Flasche irgendwo gut aufbewahrt. Aber er hatte die Flasche trotzdem gefunden und ausgetrunken. Nun rückte die Bescherung immer näher, und eine neue Flasche Stonsdorfer musste her, bevor die üble Geschichte aufflog. Die Mutter behielt einen kühlen Kopf und riet dem Verzweifelten, in der nächsten Kneipe zu fragen. Die hatte zwar an Heiligabend auch geschlossen, aber es gelang Herrn Boje, „hinten her-

um“ an eine Flasche Stonsdorfer zu kommen. Er war gerettet.

Das Gelächter wurde während dieser Erzählung immer lauter. Heiterkeit herrschte, wie oft am Ende eines „Beerdigungskaffees“. Noch manche lustige Anekdote wurde erzählt. Ja, die Erinnerung ... Man ging fröhlich auseinander. Ein guter Mensch lässt seine Lieben wohl nicht in trauriger Stimmung zurück.



Ein Göttertrank

Kakao

- von Klaus Busse -



Wie kaum in einer anderen Jahreszeit gehören sie zur adventlichen Tradition: die immer dargebotenen Heißgetränke wie Glühwein oder Schokolade auf den Weihnachtsmärkten.

Schokolade! – Das Wort allein zergeht auf der Zunge. Das klingt so nach vollem Genuss für Gaumen und Seele. Schokolade galt schon immer als wertvoll: Man weiß, dass Getränke aus Kakao einst zu Ritualen gereicht wurden. Dazu passt, was Alexander von Humboldt schon ahnte: „Kein zweites Mal hat die Natur eine solche Fülle der wertvollsten Nährstoffe auf einem so kleinen Raum zusammengedrängt wie gerade bei der Kakaobohne.“

Als Medizin sowie stärkende Verpflegung waren die dunkelbraun gefärbten und anschließend getrockneten Samen der Kakao-pflanze bereits den Ureinwohnern Mittelamerikas bekannt.

In der fraglichen Region waren sie jedoch erheblich mehr: Man benutzte sie als Zahlungsmittel, gab sie den Toten mit auf die Reise ins Jenseits. Mit Wasser verflüssigt, mit Chilipeffer und Honig angereichert, tranken die Reichen das kalt, lauwarm oder heiß servierte Gemisch bei ihren Festen.



Mit unserer Vorstellung einer verführerisch süßen Gaumenfreude hatten die Kakaogetränke von einst nichts zu tun.

Forscher konnten nun mit Hilfe von Erbgutanalysen feststellen, dass Kakaopflanzen schon vor rund 5000 Jahren angebaut wurden – 1500 Jahre früher, als man bisher angenommen hatte. Auch ihr Ursprung ist ein anderer. Demnach liegen die Ursprünge von Kakao nicht in Mittelamerika, sondern in Ecuador, was übrigens auch die Heimat des Jaguars im Amazonasgebiet ist, so nachzulesen im Fachblatt „Nature Ecology&Evolution“. Von dort gelangte die wertvolle Bohne dann in Richtung Norden – und schließlich in die ganze Welt.

Spuren an Keramik-Tongefäßen, die in Ecuador gefunden worden sind, belegen, dass die Pflanzenart „Theobroma cacao“ dort mindestens seit etwa 3300 v. Chr. kultiviert

wurde. Vermutlich stammt diese Pflanzenart von dort und wurde später über Mittelamerika bis Tenochtitlan, das heutige Mexikostadt, verbreitet.

Als „Theobroma cacao“, als „Speise der Götter“, klassifizierte der Vater der modernen Botanik, Carl von Linné, daher treffend den Kakaobaum.

Das war im 18. Jahrhundert. Der Kakao konnte in Europa bereits auf eine über 200-jährige Geschichte zurückblicken.

Sicher ist man sich erst seit 1544. Damals kamen Dominikaner an den Hof Prinz Philipps von Spanien. Erst aus dem Jahre 1585 stammt dann die älteste überlieferte Aufzeichnung von einer Ladung Kakaobohnen, die per Schiff von Veracruz nach Sevilla gelangt war.

Bis das Getränk in Europa seinen Siegeszug antreten konnte, musste vor allem die Rezeptur verändert werden. Erst mit der Anwendung von Rohrzucker begann es sich von den vielfältig eingesetzten Heilmitteln zum Luxusgut zu wandeln. Noch heute diskutieren Portugiesen, Spanier und Franzosen darüber, wer die Einheimischen auf den Geschmack gebracht hat. Bis Kakao und Scho-



kolade zum Konsumartikel für breite Massen wurde, dauerte es weiterhin gut zweihundert Jahre.

Im 21. Jahrhundert wird sie heute wegen ihres Zuckergehalts verteufelt. Sei's drum: Es ist nie zu spät, solch ein köstliches Naturprodukt, wie die Schokolade, zu genießen.

Fotos: links: wikipedia.de, rechts: pixabay.de, wikipedia.de



Zur Nachahmung empfohlen

von Ulrike Wehner



Voranstellen möchte ich ein Gedicht von Mascha Kaléko:

Sozusagen grundlos vergnügt

*Ich freu mich, dass am Himmel Wolken ziehen
und dass es regnet, hagelt, friert und schneit.
Ich freu mich auch zur grünen Jahreszeit,
wenn Heckenrosen und Holunder blühen.
Dass Amseln flöten und dass Immen summen,
dass Mücken stechen und dass Brummer brummen.
Dass rote Luftballons ins Blaue steigen.
Dass Spatzen schwatzen.
Und dass Fische schweigen.*

*Ich freu mich, dass der Mond am Himmel steht
und dass die Sonne täglich neu aufgeht.
Dass Herbst dem Sommer folgt
und Lenz dem Winter,
gefällt mir wohl. Da steckt ein Sinn dahinter,
wenn auch die Neunmalklugen ihn nicht sehn.
Man kann nicht alles mit dem Kopf verstehn!
Ich freue mich. Das ist des Lebens Sinn.
Ich freue mich vor allem, dass ich bin.*

*In mir ist alles aufgeräumt und heiter:
Die Diele blitzt. Das Feuer ist geschürt.
An solchem Tag erklettert man die Leiter,
die von der Erde in den Himmel führt.
Da kann der Mensch, wie es ihm vorgeschrieben,
weil er sich selber liebt – den Nächsten lieben.
Ich freue mich, dass ich mich an das Schöne
und an das Wunder
niemals ganz gewöhne.*

*Dass alles so
erstaunlich
bleibt, und neu!
Ich freu mich,
dass ich ...
Dass ich
mich freu.*



Für ihre Erkenntnis – ich freue mich, dass ich mich freue – hat Mascha Kaléko in ihrem Gedicht viele Auslöser angeführt, die wir alle kennen und dasselbe empfinden, wenn



wir ihnen begegnen. Jeder könnte ihre Liste fortsetzen, denn jeder hat eigene Vorstellungen, die zu erleben ihn glücklich machen. Ich verstehe das Gedicht als Aufforderung an mich – freu dich! –, und an uns alle – freut euch! Zwei Wörter nur, die klar vermitteln: Nimm diese Botschaft an, du darfst alles, was dir nicht zusagt, hinter dir lassen. Schau nach vorn und vornehmlich auf das Schöne, dann wirst du dich freuen. Freude bedeutet Lachen. Lachen ist die beste Medizin, sie lindert so manches Zipperlein. Alles, was an Ärgerlichem aus vergangener Zeit

nicht überwunden ist, muss man im Alter nicht mehr ausgleichen. Man darf es vergessen, sich davon entlasten, befreien.

Mascha Kaléko beschreibt eine außergewöhnliche Sache: Sozusagen grundlos vergnügt. Es gibt die Erkenntnis, sich grundlos geärgert zu haben. Um ein ärgerliches Gesicht mit Stirnrunzeln und runterhängenden Mundwinkeln zu machen, muss man dreizehn Gesichtsmuskeln bewegen, zum Lachen nur zwei. Wozu sich also anstrengen?

Es ist genauso leicht, fröhlich und unbeschwert zu sein, als sich immer nur zu grämen.

Positiv zu denken ist oft der Schlüssel, um so manches Problem mit kleinem Aufwand auszuräumen. Der Aufzug im Haus, in dem ich wohne, ist defekt und fällt für mehrere Tage aus. Wie schön, dass es eine Treppe gibt. Treppenlaufen ist doch eine gute Trimm-Dich-Übung. Ich sollte das öfter machen.

Oder siegt wieder der innere Schweinehund, wenn der Aufzug repariert ist?

Das Schöne, Lustige, Fröhliche, Gute, Erfreuliche, Angenehme darf nicht weniger Bedeutung haben als das Traurige, das Enttäuschende. Es ist bestimmt nicht schwer, sich selbst in gute Laune zu bringen. Man muss nur die trüben Gedanken verscheuchen und an die Dinge denken, die immer schon Freude bereitet haben.

Mascha Kaléko wurde 1907 als Kind jüdischer Eltern in Galicien geboren. Die Familie ging 1918 nach Berlin. Mitte der zwanziger Jahre kam sie mit Joachim Ringelnatz, Else Lasker-Schüler und

Erich Kästner zusammen. Unter deren Einfluss schrieb sie Gedichte für Kabarett und interpretierte so die Umwelt der kleinen Leute in Berlin. Zu ihren Lebzeiten veröffentlichte sie verschiedene Werke. Nach ihrem Tod im Jahre 1975 wurden noch viele weitere Arbeiten herausgegeben.

Wie auch bei Kästner oder Ringelnatz bewundere ich ihre skurrilen Einfälle und die Fähigkeit, die Sichtweise auf Dinge neu und verblüffend anders zu lenken. Es macht Spaß, sich mit ihrer Literatur zu beschäftigen.

PS: Freue dich, 's Christkind kommt bald (aus dem Lied „Leise rieselt der Schnee“)

Fotos: Ulrike Wehner





Gedankensplitter Schöne neue Welt?

- von Franz Wiemann -

Haben Sie, liebe Leser und Leserin, heute schon gegoogelt? Also Ihr Smartphone benutzt, um vielleicht die digitale Fassung Ihrer Tageszeitung zu lesen? Gehören auch Sie zu den Vielnutzern, sind also vernetzt mit Freunden, Verwandten und Bekannten, und zusätzlich auch noch mit diversen technischen Geräten des Alltags? Seit über 20 Jahren gibt es dieses nützliche Gerät jetzt schon, und sein Gebrauchswert scheint ins Unermessliche zu steigen.

Nun steht der Begriff Smartphone, wortwörtlich genommen, für „schlaues Telefon“, und das sollten Sie ernstnehmen. Wie viele praktische Möglichkeiten eröffnen sich doch damit, wenn man mehr erreichen will als „nur noch zu telefonieren“. Zum Renner geworden sind Volkshochschulkurse, die den Älteren von uns den Zugang zu diesem Gerät verschaffen helfen. Wir wollen ja nicht abgehängt erscheinen.

Dass wir aber leicht Fußstapfen in der Medienwelt hinterlassen, wenn wir auch nur twittern oder per WhatsApp uns untereinander austauschen, wissen Sie bestimmt. Ganz böse Zungen behaupten, die US-Dienstleister NSA (National Security Agency) und andere Geheimdienste würden mithören. „Na und? – Unsinn!“ werden Sie jetzt sicherlich sagen. Außerdem: „Ich habe nichts zu verbergen. Denn was ich mitzuteilen habe, kann (fast) jeder wissen!“

Die Schläue der Anbieter bzw. der Betriebssysteme geht aber viel weiter: Wir werden sozusagen ausgeforscht, um nicht zu sagen „ausespioniert“. Welchen Wagentyp Sie fahren, was Sie literarisch interessiert und welche Kaufgewohnheiten Sie haben, wissen diese Experten schon längst von Ihnen: Jeder Einkauf über den Onlinehandel, Nachfragen bei Google und per E-Mail abgesetzte Meldungen werden weltweit registriert. Der Datenstrom, der allein von Europa in die USA fließt, ist nahezu zehnmal höher als umgekehrt.

„Schöne neue Welt“, der Roman von Aldous Huxley scheint hier Pate gestanden zu haben. Die Lenkung und Manipulierung ganzer Menschengruppen hat George Orwell in seinem Roman „1984“ schon vor über 70 Jahren vorhergezeichnet.

Es liegen jetzt neue Erkenntnisse vor, wonach zu viel Kontaktaufnahme über die sozialen Medien zu einer Art Sucht führen könnte. Schon länger wird das in der Formel „fomo“ ausgedrückt: „fear of missing out“. Damit drücke sich ganz salopp die Angst aus, die jemanden befällt, wenn er meint, nicht über alles rechtzeitig und genauestens informiert zu sein. Manche Nutzer zeigen gar Anzeichen von Panik, wenn sie nicht immer auf dem neuesten Stand sind. Beobachten Sie mal Ihre Mitmenschen daraufhin genauer.

Bis zu 40 mal in einer Stunde – speziell unter Schülern/innen wurde das beobachtet – wirft



man einen Blick aufs Handy bzw. aufs Smartphone. Die Rechtfertigung, man habe ja nur die Uhrzeit ablesen wollen, erscheint da als pure Ausrede. Allein an diesem simplen Beispiel merkt man aber schon, wie sehr sich unsere Gewohnheiten geändert haben.

Es geht um mehr. Es geht um unser gestiegenes Bedürfnis nach Mitteilbarkeit, die halt auch mit gesteigerter Neugier verbunden ist. Etwas nicht zu wissen, was Kollegen, Partner, Freund und/oder Freundinnen längst schon wissen – das geht ja gar nicht.

Längst sei das Handy, so der Ulmer Professor für molekulare Psychologie Christian Montag, zu „... einer Art Schweizer Taschenmesser geworden“, wie er es in einem Interview formuliert hat. Er spricht sogar vom „ausgelagerten Gehirn“. Es erscheint doch mehr als angenehm, wenn wir unser Gehirn nicht so oft anzustrengen brauchen. Der so genannte „User“ könne sich derweil ja anderen Dingen zuwenden.

Um ein Beispiel zu geben: Statt umständlich in einem Lexikon nachblättern zu müssen, geht das viel schneller, wenn wir das per Smartphone erledigen. Das Gehirn, also die

Anstrengung, sich zu *erinnern*, oder besser noch, etwas gar zu *wissen*, bleibt dabei ganz außen vor. Sie müssen ja nicht diesen Weg gehen, um an eine Information zu gelangen. Es bleibt selbstverständlich jedem selbst überlassen, wie sehr er sich vom Einsatz des Smartphones abhängig macht.

Die Tendenz geht jedoch eindeutig dahin. Ob man es nun als Navigationsgerät nutzt, als Kalender oder als Nachschlagewerk: „Mein Handy sagt mir, was ich am Tag so zu erledigen habe“. Eine To-do-Liste der neuen Art entsteht, die täglich abgearbeitet werden will. Gleichzeitig greift eine neue Tendenz der Vergesslichkeit um sich. Ohne Smartphone geht für einige User gar nichts mehr ab: Sie sind in hohem Maße verunsichert.

Seien Sie am Heiligen Abend also nicht überrascht, wenn neben dem Glöckchen am Tannenbaum noch etwas anderes erklingt: Es könnte ja auch der Klingelton des neuen Handys sein, das (noch) frisch verpackt im Geschenkpapier für Sie unterm Weihnachtsbaum liegt. ❀

Foto: Tim Reckmann/pixelio.de



Hätten Sie es gewusst?

Schneeränder

- von Benigna Blaß -

Es ist wieder Winter. Man muss durch Schnee und Eis gehen. Die Schuhe und Stiefel werden nass und bekommen hässliche weiße Ränder. Aber wie beseitigt man diese?

Ein altes Hausmittel kann ihnen helfen. Sind die Schuhe und Stiefel sehr nass, bitte reinigen und mit geknülltem Zeitungspapier ausstopfen. Eine große Zwiebel oder eine Kartoffel halbieren und die Schneeränder damit einreiben. Ist alles trocken, so kann man danach das Schuhwerk wie gewohnt putzen, besonders mit guter Schuhcreme. ❀



Foto: Benigna Blaß

Lebensläufe

- von Klaus Thorwarth -



Keine Angst: Ich werde Ihnen hier keinen persönlichen Lebenslauf bringen.

Aber etwas gibt mir zu denken: Ist es nicht eigenartig, dass wir ständig über andere Menschen sprechen, dass wir alle möglichen Texte schreiben, z. B. für das *Herbst-Blatt*.

Doch um uns selbst herrscht ein großes Tabu.

Haben wir zu viele Hemmungen, über unser eigenes Leben zu schreiben?

Kennen Sie, liebe Leser, die folgende Geschichte?

Ein Mann, der zu schnell gefahren ist, wird von einem Polizisten angehalten.

„Wie heißen Sie?“

Antwort: „Konrad Adenauer.“

„Machen Sie keine Witze. Wie ist Ihr Name?“ – „Lothar Matthäus“.

„Noch einmal, zum letzten Mal, sonst passiert was: Ihr Name?“

Darauf der Fahrer: „Johann Wolfgang von Goethe.“

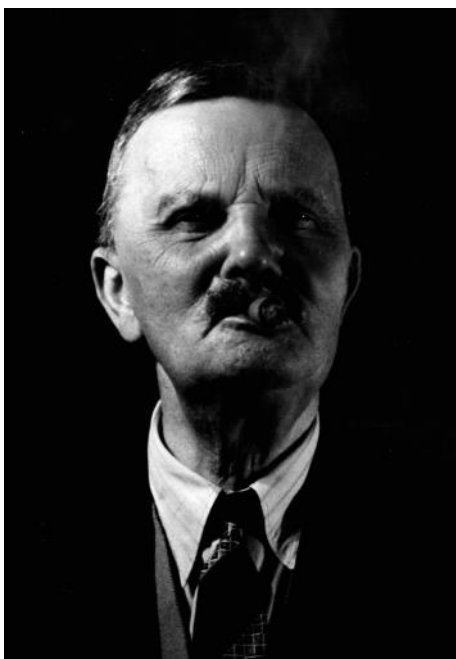
Der Polizist: „Na bitte, es geht also doch!“

Auch Sie denken gewiss: Was für eine blöde Geschichte, und ungerecht, dass ein Polizist dabei so schlecht wegkommt.

Dabei kennen viele Menschen den Lebenslauf von Goethe, als ob es ein naher Verwandter wäre. Fragt man aber einen Erwachsenen, so bringt der meist nicht einmal die Geburtsnamen seiner Großmütter hintereinander. Noch weniger die Lebensdaten, die nun wirklich nichts über die Menschen aussagen, oder den Ort der Geburt. Und in der Regel nichts aus der Lebensgeschichte. Doch Ausnahmen bestätigen die Regel.

Von einer solchen Ausnahme möchte ich hier erzählen.

Es handelt sich um meinen Großvater. Sein Name ist Franz Rudolf Priem, geboren in Pommern im Jahr 1876. Mit 72 Jahren setzte er sich hin und schrieb ausführlich über sein Leben und seine Familie (zwölf DIN-A4-Seiten).



Hier eine stark verkürzte Zusammenfassung:

Seine Jugendzeit war sehr bewegt. Immerhin bestand er die Prüfung zum „Einjährigen“ im Jahr 1893. Die Familie bestimmte ihn, ohne sein Zutun, für die Apothekerlaufbahn. Wie die Handwerksburschen wanderten damals die Auszubildenden von Ort zu Ort, so auch von Apotheke zu Apotheke. Der Großvater berichtete, dass er den neuen Apothekenbesitzern immer erklärt habe, nur drei Monate bleiben zu wollen. Es

drängte ihn, mehr vom Beruf zu lernen und von seinem Heimatland zu erfahren. So kam er in Deutschland weit herum. Dann folgte 1898 ein kurzes Studium an der Universität in Berlin. Das Staatsexamen bestand er mit „gut“. Für eine Promotion hätte er etwa 13 Semester arbeiten müssen, das war ihm zu lange. Die freiwillige Militärzeit beendete er als Unterapotheker mit dem Zeugnis „ausgezeichnet gut“.

Doch er wollte mehr von der weiten Welt sehen. Mit Erfolg bewarb er sich um eine Apotheker-Stelle in Valparaiso in Chile, 10.000 km von der Heimat entfernt, ohne Kenntnis der spanischen Sprache zu haben. Die Apotheke, die er bald leiten sollte, statete Übersee-Schiffe mit Arzneimitteln aus. Die Zeit im Ausland bezeichnete er als die schönste in seinem ganzen Leben.

Dann kam die Katastrophe: Am 16. August 1906 überlebte er nur knapp das desaströse Erdbeben in Chile. Die Stadt wurde total zerstört und 8000 Menschen fanden ihren Tod.

Seine Ersparnisse waren dahin. Er entschloss sich zur Heimreise. Daraus wurde eine kleine Weltreise mit vielen spannenden Erlebnissen, von denen er in faszinierender Weise zu erzählen wusste. Mit dem Schiff fuhr er von Hafenstadt zu Hafenstadt. Er bedauerte nur, literarisch nicht begabt zu sein. Und ein *Herbst-Blatt* gab es ja noch nicht.

Nach 3 ½ Jahren war er wieder in Deutschland. Er heiratete und gründete mehrere Drogerien in Lübeck. Nach dem Tod seiner Frau kam er nach Unna. Er hatte ein Zimmer im Nicolai-Haus. Durch den Zweiten Weltkrieg bedingt wurde er stellvertretender Leiter der Löwenapotheke seines Schwiegersohnes Hans Thorwarth.

Eine große Umstellung: Nach 30 Jahren ging er wieder seinem erlernten Beruf nach. Auch in Unna vergaß er das Wandern nicht. Im SGV begegnete ihm die 20 Jahre jüngere Gertrud Altena aus Kamen. Mit 60 Jahren heiratete er zum zweiten Mal.

Es stellte sich sogar noch Nachwuchs ein. Die gemeinsame Tochter Ulrike wurde zur Freude des Großvaters ... Apothekerin!

Soweit der Lebenslauf des Großvaters.

Ich gestehe, dass ich kürzlich einen ersten Versuch meines eigenen Lebenslaufs wieder gefunden habe, den ich mit 17 Jahren für die Schule schreiben musste.

Zu meiner Überraschung las ich darin, meine Hobbys wären gewesen: Sport, Wandern und Fotografieren.

Schon damals regte ich an, Wichtiges aus unserem Lebenslauf aufzuschreiben.

Hierzu passt, was der Mediziner Dr. Eckard von Hirschhausen schreibt:

„Stellen Sie sich vor, was auf einer Trauerfeier Gutes über Sie gesagt werden soll.

Welche Eigenschaften sind Ihnen wichtig, welche Werte, welche Botschaften sollen über Ihr Leben hinaus in Erinnerung bleiben?“

Und er mahnt mit einem irischen Sprichwort:

„Lebe so, dass die Leute an deinem Grab nicht zu sehr lügen müssen.“



Der Puppenwagen

- von Ulrike Wehner -



Ein Sprichwort lautet „*Wer sucht, der findet*“. Ich hatte etwas Wichtiges gesucht und fand es nach langem Stöbern und Kramen. Bei meiner erfolgreichen Sucherei entdeckte ich aber noch etwas, das ich lange nicht in meinen Händen gehalten hatte. Es ließ mein Herz sofort höher schlagen, und ich erinnerte mich voll Wehmut an seine bittersüße Geschichte. Ich war etwa acht Jahre alt, als ein HNO-Arzt feststellte, dass meine Polypen in der Nase entfernt werden müssten. Ich wusste von Beschreibungen mehrerer Mitschülerinnen, die diese Operation durchgestanden hatten, dass



der Eingriff sehr unangenehm wäre. Alle erzählten aber von der großen Tüte Bonbons, die sie anschließend zum Trost vom „Onkel Doktor“ bekommen hatten.

Süßigkeiten gab es selten zu der Zeit, wenige Jahre nach dem Krieg. Dafür war kein Geld da. Manchmal kamen Verwandte zu Besuch und brachten uns Kindern etwas Schokolade mit. Die habe ich gehütet, sie manchmal hervorgeholt und die Vorfreude auf das süße Erlebnis immer wieder auskosten. Erst nach Tagen habe ich sie mit Bedacht gegessen.

Der verabredete Termin für die Operation war gekommen und meine Mutter begleitete mich. Brav fügte ich mich in mein Schicksal,

überstand tapfer die Tortur und erwartete meine Belohnung. Jedoch machte niemand in der Praxis Anstalten, nach Bonbontüten zu greifen, um sie mir zu überreichen. Die Schwäche durch die Nachwirkung der Narkose nahm mir den Mut, danach zu fragen. Meine Mutter traute sich auch nicht, aber auf dem Nachhauseweg tröstete sie mich mit dem Versprechen, ich dürfe mir etwas wünschen. Sie nahm natürlich an, ich würde etwas Süßes haben wollen. „Nein, Mama“, sagte ich, „ich möchte den roten Puppenwagen von Eckert haben“. Verwundert meinte meine Mutter: „An ein so großes Geschenk habe ich nicht gedacht!“ „Nein, Mama, er ist nicht groß, er ist winzig klein. Schau ihn dir doch erst einmal an. Er steht gleich vorn an der Schaufensterscheibe.“

Noch wackelig auf den Beinen schaffte ich zielstrebig den Weg zum Spielwarenladen. Ja, der kleine rote Puppenwagen stand immer noch ganz vorn, direkt hinter der großen Scheibe des Schaufensters. Doch meine Mutter sah ihn nicht. Sie schaute nach oben, wo an unsichtbaren Fäden große Puppenwagen aufgehängt waren. Sie schüttelte den Kopf. „Kind“, sagte sie, „ich weiß nicht, was du meinst“. Ich deutete mit dem Finger auf den unteren Rahmen des Schaufensters. Da standen mehrere Wägelchen in verschiedenen Farben säuberlich aufgereiht. Ein Schildchen mit dem Preis lag daneben: 1.- DM, für mein Ersparnis viel zu viel. Meine Mutter meinte, mein Wunsch sei sehr bescheiden. Sie hatte keine Vorstellung davon, wieviel mir der Besitz bedeuten würde. Wir gingen ins Geschäft und ich bekam das ersehnte Stück. Die Vorliebe für kleine Dinge habe ich bis heute behalten, und der kleine rote Puppenwagen hat mir viel mehr Freude gemacht als eine ganze Tüte Bonbons. 🍂

Foto: Franz Wiemann



Eine alte Geschichte aus der Weihnachtszeit

- von Klaus Thorwarth -



Der Nikolaus kam dieses Jahr nicht. Der Mann hatte seinen beiden Kindern erklärt, es gäbe überhaupt keinen Nikolaus. Die beiden Mädchen waren vier und fünf Jahre alt.

Aber vielleicht spielte auch eine Rolle dabei, dass die Mutter nicht zu Hause war. Sie lag im Krankenhaus. Ein Betriebsunfall.

Jetzt hatte der Mann für alles zu sorgen, und es drehte sich manchmal in seinem Kopf. Weihnachtsgeschenke sollte er besorgen. Am Sonntagnachmittag ging er los, die Kinder hinter sich her ziehend, drängte er durch die Menschenmassen.

„FROHES FEST“ leuchtete es in Grün, „FROHES FEST“ in Rot, jetzt in Gelb und Blau. Die Straßen waren voll von Menschen. Immer wieder quollen sie vom Bürgersteig auf die Straße hinab. Es war nicht ganz ungefährlich.

Ein Meer von Lichtern. In riesigen Lettern kletterte Leuchtschrift die Häuser auf und ab. „Schönes Fest“, – „Schenken macht Freude“, – „Schenk Deinen Lieben etwas Liebes“.

Der Mann aber wollte zum Kaufhaus. Die beiden Kinder ließ er vor dem Schaufenster stehen. „Dass Ihr mir nicht weggeht!“- Nein, sie gingen nicht weg. Sie schoben sich nur langsam an den Fenstern entlang, bis ihr Fenster kam – das mit den Puppen.

Erstickende Wärme schlug dem Mann entgegen, als er sich über die Luftschleusen hineinzwängte. Er blieb stehen. „Stille Nacht, heilige Nacht“ kam es aus den Lautsprechern. Plötzlich verfärbte sich der Mann. Es war, als ob ihm übel würde. Erstarrt, reglos ging sein Blick in das Treiben. Eine Weile, dann drehte er sich um. Sehr langsam ging er zu den Kindern.

Sie wollten ihm gerade die Puppen zeigen, ihre Puppen, die sie sich ausgesucht hatten. Als sie in sein Gesicht sahen, sagten sie nichts mehr. „Wir gehen nach Hause“, sagte

der Mann. Und nachher sagte er, dieses Jahr würde es nichts zu Weihnachten geben. Und – darum ginge es ja sowieso nicht, dieser Rummel ...

Dann knurrte er noch irgendwas vor sich hin. Die Kinder verstanden es nicht.

Am Heiligen Abend ging er mit den Mädchen in den Kindergottesdienst. Der Pfarrer sagte, es ginge nicht um die Geschenke, sondern um etwas ganz anderes.

Der Mann fühlte etwas wie Stolz und dachte bei sich: „Jawohl, und bei uns gibt es das jetzt auch nicht mehr.“

Sie kamen nach Hause. Da war keine Bescherung. Einen Tannenbaum hatten sie auch nicht. Und das Weihnachtsgebäck fehlte, das die Mutter sonst immer so schön zubereitete. Auf einmal fingen die Kinder an zu

weinen. Sie weinten anders als sonst, erst noch still, dann so fürchterlich unaufhaltsam. Der Mann fragte, aber sie antworteten nicht, sondern schüttelten nur ihre blonden Köpfchen.

Er versuchte sie zu beruhigen. Aber es ging nicht. Er verstand es nicht. Dann brachte er sie zu Bett. Als sie ruhig waren, verließ er das Haus, um die Mutter zu besuchen, das war an diesem späten Abend noch erlaubt.

Ist es noch nötig, dass ich Euch den Schluss der Geschichte erzähle? Ich glaube nicht. Ihr werdet Euch schon denken, dass der Mann sehr lange mit der Mutter sprach, bevor er langsam nach Hause ging.

Aber nicht um zu schlafen, sondern, dass er die ganze Nacht beschäftigt war...

Und ... dass es am nächsten Morgen eine Bescherung gab. Zwar fehlte der Weihnachtsbaum, aber es gab einen großen Teller Gebäck und schöne Geschenke.

Denn die hatte die Mutter schon frühzeitig besorgt.



Zeichnung: Andrea Irslinger



Was, bitte, ist ein Bären ticket?

Eine Reise in die Fremde

- von Bärbel Beutner -



Wir sind globalisiert. Mit einem Tastenklick schicken wir eine Nachricht in die ganze Welt. Eine Antwort kommt dann von einem Android Smartphone einer Person, die weit weg, wenn nicht gar im Ausland ist. Wir twittern und posten und skypen. Grenzen gibt es nicht mehr ...

Das gilt nicht nur für das Nachrichtensystem. Auch andere Bereiche sind längst globalisiert. Meine Nachbarin wird von einer polnischen Pflegekraft betreut, meine Fußpflege wird von einer türkischen Mitarbeiterin koordiniert, meine Frauenärztin ist eine Ungarin, meine ostpreußische Tracht wird von einer portugiesischen Schneiderin repariert – um ehrlich zu sein: sie muss an den Seitennähten „ausgelassen“ werden, denn sie ist zu eng geworden ... Aber das gehört nicht hierher ...

Und doch: Auch in einer globalisierten Welt kann man in die Fremde geraten. Ich reiste kürzlich ins Schwabenland. In Karlsruhe verpasste ich den im Fahrplan angegebenen Anschluss-Zug nach Pforzheim, meinem Zielort. Ein Blick auf den Fahrplan zeigte, dass der nächste Zug Richtung Stuttgart über Pforzheim in zwanzig Minuten ging. Als ich auf dem Bahnsteig 11 ankam, stand dort ein Zug, und angezeigt war auch „Stuttgart über Pforzheim“. Trotzdem fragte ich einen jungen Mann, der meine – eigentlich dumme – Frage freundlich beantwortete. „Ja, das isch der Zug!“ In Pforzheim angekommen, suchte ich das Reisezentrum auf. Es hatte sich nämlich kurzfristig ein Problem ergeben. Auf der Rückfahrt musste ich, anders als geplant, von Köln nach Düsseldorf fahren, hatte aber als Fahrkarte ein Sparpreis-Ticket, mit dem man bestimmte Züge nehmen muss. Der freundlichen Beamtin schilderte ich meine Lage, vor allem die Frage, ob und wie ich nach Düsseldorf käme (denn ich musste um 14.00 Uhr dort sein) und wieviel ich dazu zahlen müsste. Sie suchte lange und sorgfältig im Computer und konnte mir schließlich sagen, dass

ich in Köln ein Nahverkehrs-Ticket lösen müsse. „Kann ich da denn nicht mit meinem Bären ticket fahren?“, fragte ich. Und da kam die Gegenfrage: „Was – bitte – ist ein Bären ticket?“

Ich war sprachlos. Unser Bären ticket – „für Aktive über 60“, steht da drauf – das Netz ticket für den Rhein-Ruhr-Verbund, ohne das ich keine Beine hätte oder schon längst Bettlerin geworden wäre. „Kennen Sie das wirklich nicht?“, fragte ich die Beamtin. Nein, sie kannte es wirklich nicht. Wir lachten beide herzlich. Schwäbisch sprach sie nicht ...

Dafür ein Herr am Taxistand umso mehr, der sehr in Zorn geraten war. Seit zwanzig Minuten warte er hier auf ein Taxi. „Das erschte is einfach loschgefahre!“, empörte er sich. Ich verstand immer nur Versatzstücke. Das zweite fuhr in eine andere Richtung. „Ich soll auf das nächschte warte, hat der Fahrer gesagt! Sowas soll es doch nich gäbe dürfe!“ Er würde „sich beschwäre“. Er telefonierte. Ich verstand nichts mehr. Am anderen Ende musste wohl auch ein echter Schwabe sein. Aber nach fünf Minuten kam ein Taxi. Der Fahrer nahm uns beide mit.

Die üble Laune des Schimpfenden hielt jedoch an. Schließlich erzählte ich, dass ich manchmal auf der Schwäbischen Alb bin, kiloweise Maultaschen esse und dass uns die Herbergswirtin dort den leckeren Wurstsalat macht. Die Schimpfkanonade verebbte. Es wurde gelächelt. „Jaja, unser Wurschtsalat! Das isch das Bäschte!“

Die Fahrt von Köln nach Düsseldorf sollte sich auf der Rückreise noch schwierig gestalten. Mehrere Kontrolleure fragte ich wegen der Gültigkeit meiner Fahrkarte. Keiner wusste so recht... Einem vertraute ich mein Erlebnis mit der Beamtin in Pforzheim an, die das Bären ticket nicht kannte. Er lächelte fein. „Das kann man in Süddeutschland doch nicht kennen, so eine westfälische Spezialität!“

Zeichnung: Andrea Irslinger



Glasfaser
Ich Sorge für
schnellstes
Internet in Unna.

www.stadtwerke-unna.de

Karsten Pfütznner

Informations- und Kommunikationstechnik



DR. COEN'S RING APOTHEKE und APOTHEKE BERLINER ALLEE



**Dr. Coen's
Apotheken:
40 kluge Köpfe
kümmern
sich um Ihre
Gesundheit!**

Apotheker Dr. Matthias Coen EK

59423 Unna-Mitte

59425 Unna-Königsborn

Bahnhofstraße 41

Berliner Allee 20-22

Tel.: 02303-12244

Tel.: 02303-61616

UKBS baut an der Vincke-Straße acht neue Wohnungen für Unna

Die Unnaer Kreis-Bau- und Siedlungsgesellschaft (UKBS) wächst weiter. Dem bisherigen Bestand von rund 3.000 Wohnungen in allen Gesellschafterkommunen wird das kommunale Unternehmen in Kürze acht weitere Einheiten an der Vincke-Straße in der Kreisstadt Unna hinzufügen. Sechs davon kommen in den Genuss öffentlicher Förderung. Nach Mitteilung von Geschäftsführer Matthias Fischer verfügt die UKBS danach allein in Unna über insgesamt 1.195 Wohnungseinheiten.

Bereits im Oktober ist für das Neubauvorhaben an der Vincke-Straße der Grundstein gesetzt worden. Ende 2020 ist mit der Fertigstellung des Gebäudekomplexes zu rechnen, der nach den Plänen des hauseigenen

Architekten und Prokuristen Martin Kolan-der entsteht.

Die künftigen Bewohner haben bereits jetzt Anlass, sich über ihr neues Domizil zu freuen. Es entstehen Wohnungen nach modernsten Gesichtspunkten in unterschiedlichen Größen: Sieben Wohnungen werden über 60 bis 80 Quadratmeter verfügen, eine Wohnung wird gar 94 Quadratmeter groß sein. Insgesamt wird der Gebäudekomplex nach den Worten von Geschäftsführer Fischer eine Wohnfläche von 530 Quadratmeter ausweisen. Das kommunale Wohnungsunternehmen des Kreises Unna und der Städte und Gemeinden investiert in dieses Bauvorhaben insgesamt 1,7 Millionen Euro.



UKBS-Geschäftsführer Matthias Fischer (rechts) und der neue Leiter der Wohnungsverwaltung, Stefan Paveo, präsentieren die Pläne für den Neubau von acht Wohnungseinheiten an der Vincke-Straße in Unna

www.ukbs.de

UKBS
Ihr guter Nachbar



Wohnen mit Service

Mit der UKBS kann das Wohnen im Alter so einfach sein:

- ▶ Wohnen mit Service – vergünstigte haushaltsnahe Dienstleistungen für alle UKBS-Mieter ab 70 Jahren
- ▶ Mieterbetreuung und Hausmeisterservice
- ▶ persönliche Ansprechpartner
- ▶ günstiges Preis-Leistungs-Verhältnis



Friedrich-Ebert-Straße 32
59425 Unna
Tel.: (+49) 2303 28 27-0
Fax: (+49) 2303 28 27-99
E-Mail: info@ukbs.de